

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 24.

Montag, 25. Januar

1932.

Mord ohne Mörder.

Von Kurt Juhn.

(Nachdruck verboten.)

(8. Fortsetzung.)

Todesahnung.

Man sagte keine Unwahrheit, wenn man behauptet, daß diese Tage für die Beamten der Abteilungen Hurlington und Tuder vierundzwanzig Stunden Hölle bedeuteten.

Man hezte sie hin und her, schrie sie an und erklärte ihnen von kompetenter Stelle, daß eine Herde Kaninchen bessere Eignung zum Mörderfang besaße, als eine Herde Scotland-Yard-Detektivs.

Beard war am Rande seiner Kräfte.

„Wenn wir binnen acht Tagen nicht weiter sind als heute, lege ich mein Amt nieder. Unsere Arbeit ähnelt verflucht der Tätigkeit des Drachens, der sich selbst in den Schwanz beißt. Hurlington beweist mir klipp und klar, daß Bill Haskin der Mörder ist, und Tuder liefert mir für eben diesen Haskin ein stählernes Alibi. Und der Mörder? Der Mörder lacht! . . .“

Hurlington legte einige Blätter auf den Tisch.

„Da, die Aussagen Sarrows, des Gefängnisdirektors in Dartmoor, und Dr. Ferjeons, des Arztes, sowie eines Aufsehers namens Mantley. Die Drei waren beim allersten Überfall auf Grunt anwesend. Das war am 8. April.

Aus dem Protokoll geht eindeutig hervor, daß Bill Haskin schon damals gefährliche Drohungen gegen den Professor ausgestoßen hat. Gründe? Unbekannt!

Hier, das Protokoll mit fünf Augenzeugen über den Überfall Bill Haskins auf Professor Grunt im Foyer der Oper am 28. April. Zwei Herren, Gerard Shirlan, Optiker in der New Croft Road 34, und Tim Hunter, Sportlehrer in Tewkesbury, warten sich zwischen Grunt und Haskin. Mary Weel war auch dabei und fiel in Ohnmacht. Haskin drohte zum zweitenmal. Grünœ? Unbekannt.

Hier, das Protokoll über die am selben Abend im Zimmer von Oberinspektor Tuder vorgenommene Konfrontation Haskins. Tuder stellte die Frage, ob der in Haft Genommene vielleicht Mary Weel, die Braut Grunts, von früher her kenne? Haskin antwortete mit der Gegenfrage, ob das Weibsbild in der Oper die Braut Grunts wäre, und droht nun, jetzt wisse er, wie er Grunt ins Herz treffen könne . . . Gründe? Unbekannt!

Hier, ein Nachtrag Sarrows:

„. . . und will deshalb anschließend an das von mir dringend geforderte Protokoll über die Vorgänge im Untersuchungszimmer des Professors Grunt am 8. April dieses Jahres, insbesondere über den plötzlichen Überfall auf den genannten Professor aus eigenen Stücken über die Wahrnehmungen berichten, die ich am Tage der Haftentlassung mit obigem Haskin mache.“

Als ich am Vormittag des 28. April Bill Haskin anlässlich seiner Haftentlassung zu mir kommen ließ, fiel mir sein verstörtes Wesen auf. Auf die Frage, was er für die nächste Zukunft für Pläne habe, antwortete er, daß er nach London müsse. Nach dem Zweck seiner Londoner Anwesenheit befragt, erwiderte er, er müsse Rechnungen zahlen. Seine Redeweise war dunkel und geheimnisvoll . . .“

Hurlington machte eine Pause.

Hurlington griff nun in die Rocktasche und zog ein Zeitungsblatt hervor:

„Um uns kalten nüchternen Männern der Wirklichkeit den Rest zu geben, erschien heute folgender Artikel in der „British World“.“

Tuder wollte ihn vorlesen.

Beard machte eine ablehnende Bewegung.

„Ich hab's gelesen. Ist etwas daran? Oder nur so ein wenig für den Hausgebrauch aus den Fingern gegangen?“

Tuder nahm das Wort.

„Ich war heute beim Ingenieur Rider und beim Poker-Gerten. Beide schworen darauf, daß es sich so ereignet habe. Rider ist sogar sicher, daß Grunt die Karte abwarf, ohne sie selbst gesehen zu haben. Ich lachte mich aus, als es mir klar wurde, für welch unsinnige Recherche ich Zeit stahl. Aber ich wäre ein Lügner, wenn ich sagen würde, daß die Pit-As-Geschichte keinen Eindruck auf mich gemacht hätte!“

„Nur so weiter“, höhnte Beard bitter, „nur so weiter, wir werden gut daran tun, die einschlägige Literatur über Geisterbeschwörungen und das Wirken geheimer Kräfte besorgen zu lassen und auswendig zu lernen und . . .“

Tuder unterbrach ihn, ohne viel Umstände zu machen:

„Mit Spott ist nichts getan, Chef. Ich habe telefonisch mit Professor Grunt in Amershan gesprochen. Ich brauchte ein paar wichtige Aussagen aus seinem Mund. Zum Schluß sagte er zu mir: „Oberinspektor, ich weiß, daß Ihr Scotland-Yard-Männer über Drohungen und Wahrsagereien die Nase rümpft. Ich weiß, daß ich selbst so wenig abergläubisch bin, wie es ein Mensch nur sein kann, doch habe ich die feste Überzeugung, daß ich bald sterben muß und zwar von derselben Hand, die Mary tötete . . .“*

Eddy fängt eine Fliege.

Eddy suchte den Raum in der Redaktion auf, in dem alle Londoner Zeitungen zu finden waren.

Hier setzte er sich nieder und studierte drei Stunden lang den Fall Mary Weel in allen Versionen, von allen Gesichtspunkten aus, in allen Schattierungen.

Die Mutmaßungen der Presseleute streiften alle Möglichkeiten: überraschter Einbrecher, Nachhalt eines abgewiesenen Verehrers, Tat eines Wahnsinnigen, verachteter Lustmord, Raubmord (vielleicht fehlte doch ein Schmuckstück, von dem man nichts wußte?), bestellter Mord (Mary Weel war schön und begehrte, und Frauen sind so eifersüchtig!), kurz, was nur die Phantasie in diese geheimnisvolle Mordgeschichte hineindichten konnte, war in den Artikeln zu finden. Die Mitteilungen der Polizei waren dürfsig und beschränkten sich auf allerknappste Schilderung des ersten Lokalaugenscheins und Wiedergabe der ersten Zeugenaussagen im Landhause der ermordeten.

Tatsachen: Professor Grunt besucht seine Braut von ungefähr fünf Uhr bis genau dreiviertel sieben, da er zu einer wichtigen Operation muß. Um halb acht spricht er noch von der Klinik aus mit ihr. Einige Minuten später macht die Haushälterin ein Bad zurecht und hört den Todesschrei ihrer jungen Herrin. Sie stürzt, so rasch sie kann, zu Mary Weel, findet sie aber bereits tot. Vom Mörder ist nichts mehr zu sehen noch zu hören. Die Mordkommission findet das Zimmer in größter Unordnung. Fingerabdrücke auf Tisch und Fenster, Wurgespuren am Hals der Leiche und am offenen Fenster an einem Haken ein Stück eines mit Jod getränkten Verbandsstoffs, das vielleicht Eigentum des Mörders war.

Bekannt ist weiter, daß Mary Weel eine berühmte Filmschauspielerin war, daß ihr Verlobter, Professor Grunt, der Leiter des Queen-Victoria-Spitals, ist und daß die Hochzeit der beiden vor der Türe stand.

Eddy kalkulierte: Viel weiß man nicht; wenn man so wenig weiß, stehen meine Aktien, bei dieser Geschichte noch einige Pfundcheine zu verdienen, besonders gut. Denn in einer Wüste ist schon ein Tropfen Wasser nicht zu verachten.

Wo sollte er die Sache anpacken?

Eddys Entschluß war bald gefaßt.

Er fuhr zuerst zum Landhause Mary Weels.

Doch erwartete ihn hier eine unangenehme Überraschung.

Das Haus war von der Polizei bewacht und für niemanden zugänglich.

„Presse!“ sagte Eddy mit dem gleichgültigsten Gesicht der Welt und wollte dennoch durch.

„Tut mir leid, Herr“, sagte der Detektiv vor dem Eingangstor, „und wenn Sie die Zeitungen erfunden hätten! Hier darf niemand rein!“

„Etwas spät kommt Ihr drauf“, erwiderte Eddy ärgerlich; „Sie hätten sich vor drei Tagen herstellen sollen! Vielleicht wäre dann der Mord nicht geschehen!“

Eddy wollte Professor Grunt sprechen.

Als er im Spital nach ihm fragte, erfuhr er, daß der Gesuchte verreist war.

Und so sah er auch in die Spitalsleute drang, keiner sagte ihm, wo der Professor zu finden sei.

„Wir wissen es nicht“, hieß es in den Kanzleien.

„Nervenzusammenbruch“, sagte ein Arzt, den Eddy anhielt und ausfragte, „er muß zur Erholung fort, aber kein Mensch hat eine Ahnung, wo er sich aufhält!“

„Vielleicht weiß es sein Diener“, meinte ein Portier, „die Wohnung von Professor Grunt ist im Garten, im zweiten Pavillon.“

Eddy suchte die Dienstwohnung auf. Auf dem richtigen Gang, in den er endlich gelangte, fand er zwei Türen.

„Professor Grunt“ stand auf der einen.

„Dr. Howard, Assistent“, auf der anderen.

Eddy läutete bei Grunt. Nichts rührte sich. Er versuchte es noch einmal. Niemand öffnete.

Kurz entschlossen klingelte er bei Howard.

Ein Hausmädchen machte auf.

„Verzeihen Sie, Frau Doktor Howard“, sprach Eddy kühn zu dem dienstbaren Geist, „ich wollte eigentlich neben an mit Professor Grunts Diener reden. Aber da meldet sich niemand. Wissen Sie vielleicht, wann hier jemand zu sprechen ist?“

Sie wußte nicht viel. Der Professor sei verreist, und der Diener habe Urlaub; sie sei gar nicht Frau Doktor Howard, sondern nur das Dienstmädchen.

Eddy blieb seinem Prinzip, soviel Zeit wie nur möglich zu vergeben, treu.

Er verwandelte das ziemlich geschwätzige Wesen in ein hochinteressantes Gespräch über die Pflichten des Hausmädchen im allgemeinen und über die Hausmädchen beim Arzt im besonderen.

An einzelnen Stellen ihres Geplappers konstatierte er, daß ihre Beobachtungsgabe geradezu an Joyce heranreichte. Dann aber fiel ihm doch der Zweck seiner Anwesenheit ein.

„Spencely wird mich auslachen, wenn ich gar nichts bringe“, überlegte er und sah über einen Abschluß der Konversation nach.

Da kam ein Mann und ging direkt auf die Gruntsche Tür zu. Er trug sorgfältig etwas unterm Arm.

„Sie haben kein Glück, guter Freund“, rief Eddy ihm zu, „niemand zu Hause! Alles verreist, unbekannt wohin!“

„Also geh‘ ich wieder“, sagte der Mann mit großer Seelenruhe, „ich bringe den gerichteten Frack, aber wenn niemand zu Hause ist . . .“

Er redete, wie es Art der Handwerker ist. Was er dachte, sprach er aus. Und schon wollte er umlehren und gehen.

Aber das Howard'sche Mädchen hatte eine Frage an ihn:

„Sind alle Kleider herausgegangen?“

„Ja, Miss, es waren gar nicht viel!“

Damit hielt der Schneider die Sache für erledigt und verschwand. Aber das Mädchen hatte neuen Gesprächsstoff.

„Räumlich Pat — das ist der Diener, den Sie sprechen wollten — erzählte mir am Morgen des Tages, wo man das arme Fräulein, die Braut des Herrn Professors umgebracht hat, daß sich der Herr Professor am Abend vorher den Frack in der Oper zerrissen und blutig gemacht hat.“

Eddy horchte auf. Es war ihm neu, daß man die Oper besucht, um sich die Kleidung blutig zu machen und zu zerreißen.

Aber dem Dienstmädchen war die Sache gar nicht so besonders seltsam erschienen.

„Mein Gott“, sagte sie, „vielleicht eine kleine Auseinandersetzung mit einem anderen Gentleman!“

Eddys Neugierde war geweckt. Das Mädchen wußte jedoch nichts mehr.

Sein Abschied war bemerkenswert schnell.

Als er auf der Straße war, konzentrierte er alle Gedanken auf die Frage, wie er mehr über diesen blutigen Frack erfahren könnte.

Vielleicht wußte einer der Diener im Theater etwas?

Es kann doch nicht leicht geschehen, daß ein Herr sich dort blutig schlägt und den Frack zerreiht, ohne daß es Aufmerksamkeit erregt!

Jedenfalls begab sich Eddy zur günstigsten Zeit ins Covent Garden Theater. Die Tore waren soeben geöffnet worden. Und nach fünf Minuten hatte Eddy Wilton Kenntnis von dem sonderbaren Vorfall am Abend der Aufführung von „Ariadne auf Naxos“. Er ließ sich die Geschichte von drei Bedienten berichten und erhielt ohne starke Abweichungen fast gleiche Berichte. Allerdings konnte keiner von ihnen Namen nennen.

Als er zuletzt den würdigen Hauptportier befragte, bemerkte dieser, er wußte selbst gern, wer die Herrschaften gewesen wären. Denn die Dame, die in Ohnmacht gefallen sei, habe ein Spitzentaschentuch verloren, das er gerne zurückgeben möchte. Ein gutes Trinkgeld sei ihm sicher.

„Ist denn von diesem Vorfall nichts in die Zeitungen gekommen?“ erkundigte sich Eddy.

„Ich habe nichts gelesen!“

„Und wie sieht das Taschentuch aus? Kann ich es sehen?“

„Ich kann jetzt hier nicht fort. Wenn Sie in einer halben Stunde Zeit haben! Es ist ein feines Ding. Mit Monogramm.“

„Wissen Sie die Buchstaben?“

„Ja, Herr! Es ist ein verschlungenes „M“ und ein „W“!“

Eddy war es, als ob sein Herz stehen bliebe.

„Sagen Sie, haben Sie eine Idee, wie der Oberinspектор, von dem Sie sprachen, ausgelebt hat?“

„Das ist ja ein langer Kerl, dessen Gesicht ich mir nicht gemerkt habe!“

„Und von welchem Revier waren die Polizisten?“

„Bon gegenüber, Herr! Der eine war podennarbig. Den anderen habe ich vergessen!“

(Fortsetzung folgt.)

Mein letztes Gespräch mit Rasputin.

Der Wundermönch erzählt seine Lebensgeschichte. — Sonderbare Unterhaltung bei einer Audienz. — Rasputins Tod, Russlands Freude.

Von Prinzessin Lucian Murat.

Von Rasputin hörte ich zum ersten Mal 1913 in einem Petersburger Lichthaus. Der Fremde, der damals seinen Namen aussprach, hatte wohl noch keine Vorstellung von der beginnenden Macht dieses Mannes. Denn ich hörte einen Russen flüstern: "Voricht! Niemand spricht den Namen aus. Wenn Sie sich nicht in acht nehmen, finden Sie sich eines schönen Tages in Sibirien wieder."

Im Jahre 1916 war Rasputin die mächtigste Persönlichkeit Russlands. Überall aber hörte man seinen Namen als den des nationalen Sündenbodes. Er wurde für alle Fehler des sich aushöhlenden alten Regimes verantwortlich gemacht.

Meine Neugier trieb mich, diesen Mann zu sehen, von dem nun alle redeten. Die einen fluchten ihm; andere fragten sich, was er wohl morgen an neuem Unheil anrichten würde. Ich wollte auf jeden Fall die Bekanntschaft dieses schlauen Bauern machen, der entdeckt hatte, daß im zwanzigsten Jahrhundert das Prophetenamt am sichersten zur Macht führte.

Es war nicht leicht an Rasputin heranzukommen. Seine Umgebung, die immer fürchtete, irgend eine neue Person könnte Einfluß auf ihn gewinnen, umgab ihn mit einer chinesischen Mauer, deren Tore sich nur ganz wenigen öffneten. Irgend jemand sagte mir im Spatz, ich sollte doch Rasputin zu ermorden versuchen. Ich lehnte das ehrende Angebot dankend ab: "Wir behalten unsere Charlotte Cordays zum eigenen Gebrauch im Lande."

Nach vielen Mühen gelang es einem Bildhauer aus meinen Bekanntenkreisen, eine Audienz für mich zu erreichen. Rasputin wollte mit sogar sitzen.

Es war fast an diesem Tage. Über den Kanälen lag eine Eisbede, und die Stadt ruhte in lautloser Stumpfheit. Ich klingelte an der Tür im ersten Stock eines recht einfachen Hauses. Auf der Treppe standen alle möglichen Menschen, die nach Geheimpolizisten aussahen. Ich mußte über ihnen oft sonderbaren Aufzug lächeln.

Dann trat ich mit zwei Bekannten ein, die ich gewissermaßen zum Schutz mitgenommen hatte. Ein Mädchen von vierzehn Jahren, die Tochter des Wundermönches, hatte uns geöffnet. Sie trug ein rotes Taschentuch über dem Kopf. Aus ihren Augen sprach Intelligenz, doch sonst sah sie aus wie ein Bauernmädchen, das sich in die Stadt verlaufen hatte. Sie führte uns in einen recht einfach eingerichteten Raum. Da standen ein grünes Velvetsofa, ein Schreibtisch und ein paar Stühle.

Während wir warteten, erlangte dauernd die Flurglocke. Generäle in Uniform, Damen der Aristokratie, die es scheinbar sehr eilig hatten, sahen einen Augenblick zur Tür herein. Schließlich kam er selbst, bat, sein Spätkommen zu entschuldigen, und küßte meine Bekannten nach russischer Art auf den Mund. Ich fürchtete mich schon vor der gleichen Behandlung, doch er beschränkte sich darauf, mir die Hand zu geben.

"Wir wollen einen Kreis bilden", sagte er dann, "so daß jeder den anderen berührt und unsere Seelen ineinander übergehen." Wir stellten also unsere Stühle eng zusammen, und ich sah ihm in die tiefblauen Augen. Sie hatten etwas Faszinierendes. Ich wollte ihn nun zeichnen, doch dabei fiel es mir schwer, den beherrschenden Ausdruck, den er besaß, richtig wiederzugeben. Obwohl ich mich dagegen wehrte, fühlte ich plötzlich Sympathie für ihn, und ich hätte damals geschworen, daß er ein guter Mensch war. Sein braunes Haar fiel ihm unordentlich über die breiten Schultern, seine etwas starke Nase war edel geschnitten, die Stirn hoch, der Mund ansprechend mit etwas schweren, sinnlichen Lippen, das Kinn ausgeprägt und vorgehoben unter seinem schlecht gelämmten Kinn. Man sah ihm seine 50 Jahre nicht an, und er war gut gebaut. Zweifellos sah ein durchaus intelligenter Mensch vor mir, ein unbedingter Meister seiner Leidenschaften.

Nachdem ich einige Zeit gezeichnet hatte, bat ich: "Sagen Sie uns doch, wie es kommt, daß Sie über die Großen dieser Erde Macht ausüben!"

"Nur durch die Liebe, mein Täubchen", antwortete er. Dann griff er nach Papier und schrieb: "Die Liebe ist unser Trost, unser Kummer, unser Schmerz." Er stand sichtlich im Kampf mit der Rechtschreibung und schrieb die Worte etwas mühsam, wie ein Bauer, der seinen Ader pflügt. Sein Gesicht war in diesem Augenblick das eines Apostels. Ich erinnerte mich daran, daß ihn der Mönch Heliodor in einer Predigt den "größten Heiligen im Russland der Gegenwart" genannt hatte.

"Schön", sagte ich, "doch nun erzählen Sie uns, wie Sie dazu kamen, ein solcher Mensch zu werden. Übrigens erzählt man sich, Sie seien ein liederlicher Trunkenbold, der die Frauen nicht ungeschoren lassen könne."

Er stritt das nicht ab und erzählte seine Lebensgeschichte, wobei er sich selbst oft durch Wehungen und Gebete unterbrach: "Ich war damals ein Fuhrmann und kam ab und zu einmal bis nach Tobolsk. Eines Tages fuhr ich Milalj Bolojowitsch, einen Studenten der Gottesglaubtheit. Als wir uns trennen wollten, packte er mich an den Schulter: "Gregorij Effemowitsch, sieh empor zu Gott! Alle Leute reden hier von Deinen Auschweifungen, Mütter weinen, und Männer klagen. Du wirst noch einmal die Kneute bekommen, wenn Du Dich nicht bessert und Deine Zuflucht zu Gott nimmst."

Da schien es mir, als ginge plötzlich in meinem Inneren ein Licht auf. Ich sagte meiner Frau und meinen Schwestern liebevoll Lebewohl und ging in den Wald, um zu gesündern, bevor ich meine Pilgerfahrt nach Jerusalem antrat. Unterwegs betete ich in allen Klöstern. Zwei Jahre lang vertiefte ich mich in die Geschichte der Kirche und in die Heilige Schrift, und dann begann ich zu predigen.

Ich wurde dem Bischof Theophanu und Vater Iwan von Kronstadt empfohlen, und ich vertauhte Sibirien mit den großen Städten."

Hier überreichte er mir ein Schriftstück. Ich sah darin hier und dort gute, wenn auch nicht ganz klare Gedanken, mit deren Hilfe ich langsam begriff, wie es Rasputin möglich gewesen war, solchen Einfluss auf den Zaren und die Zarin zu gewinnen.

Ich sah Rasputin an. Aus seinem Gesicht las ich einiges von den beiden Naturen, die in ihm wohnten, von dem Fanatiker und von dem Trunkenbold, von dem Träumer und von dem Satyr. Er war ein Mensch, der seine beiden Naturen den Umständen entsprechend anzuwenden wußte.

Schließlich wurde er müde, mit noch länger zu sitzen. So machte er mit den Vorschlag, er wollte mich zu einer Gesellschaft mitnehmen, die am gleichen Abend ihm zu Ehren stattfinden sollte. Das Gerücht ging, daß Rasputin bei solchen Gelegenheiten in einem Lehnsstuhl zu liegen und sich — mit der Selbstverständlichkeit des Herrschers — eine Gefährtin für die Orgien dieser Nacht auszusuchen pflegte.

Ich lehnte seine Einladung ab. Da sagte er: "Das ist nicht recht von Ihnen. Denn in mir wohnt etwas vom Höchsten, und die Rettung kann nur durch mich kommen. Deshalb müssen Sie sich mit mir körperlich und geistig vereinigen. Kommen Sie diesen Abend, wenn die Sterne blinken und der Weihrauch auf dem Kreuz schwelt. Dann wollen wir gegenseitig unsere Hände halten."

Während er sprach, schienen seine Augen die Höhlen verlassen zu wollen, und er bewegte seinen Körper hin und her wie ein Dervisch.

Unjäre Unterhaltung wurde durch ein ungeduldiges Schellen unterbrochen. Eine stämmige Frau trat ein und flüsterte Rasputin etwas ins Ohr. Er sagte mir dann, man erwarte ihn in Zarstolje Selo. Ich hörte später, die Frau sei eine Hosdame der Zarin gewesen.

Ein paar Wochen verstrichen. Am 30. Dezember 1916, abends fünf Uhr herrschte in der Stadt allgemeine Freude. Ein Mensch wünschte dem anderen Glück, Droschkenfahrer lehnten das angebotene Trinkgeld ab und warfen ihre Mützen vor Freude in die Luft. Fremde umarmten sich auf der Straße wie zu Ostern. Petrograd hatte eben die Nachricht von Rasputins tragischem Tode erhalten.

Der Lawinen-Franz-Josef.

Wenn man von Langen auf der Fleggenstraße nach Zürs aufsteigt, kommt man an einer Gedächtnisstätte vorbei, die zur Erinnerung an die wunderbare Rettung des unter einer Lawine dreißig Stunden verschütteten Franz Josef Mathias errichtet worden ist. Auf Grund der Aufzeichnungen des Lehrers Bittel und mündlicher Berichte von Leuten, die den Lawinen-Franz-Josef gekannt haben, sei hier ohne jede Ausschmückung die wahrheitsgetreue Geschichte dieser ungewöhnlichen Begebenheit erzählt.

Franz Josef Mathias war Frächter und Postbote von Warth, einem kleinen abgelegenen Dorf in Vorarlberg oberhalb des Lech. Jeden Montag und Donnerstag fuhr er über den Fleggenpass zur Bahn nach Langen. Damals war Zürs, das sich heute zum modischen Wintersportplatz entwickelt hat, ein winziger, im Winter unbewohnter Ort. Die alte Fleggenstraße führte am jenseitigen Gebirgshang über den Pass.

Am Dienstag, 21. Dezember 1888 trug Franz Josef von Stuben, wo er übernachtet hatte, zur Heimfahrt auf. Er hatte zwanzig Websäcke nach Warth zu schaffen, die er nicht alle auf einmal mitnehmen konnte. Nachdem er die ersten Säcke oben auf der Felswand in einer Scheune untergebracht hatte, wollte er mit dem leeren Fuhrwerk umkehren und den Rest holen. Aber inzwischen hatte es so stark geschneit, daß er den Weg ausschaufern mußte. Er brachte Pferd und Schlitten unter einem Felshang in Sicherheit und machte sich an die Arbeit, als sich plötzlich eine Lawine löste, und ihn drei-

hundert Meter in die Tiefe riss. Eine zweite nachkommende Lawine begrub ihn im Fleckenbach.

Das war um 11 Uhr vormittags geschehen. Ein Wachtmeister und ein Briefbote, die bald darauf des Weges kamen und das Pferd mit dem leeren Schlitten antrafen, brachten die Unglücksbotschaft nach Stuben und Lech. Sofort eilten zehn beherzte Männer aus Stuben zur Unglücksstelle, aber trotz unermüdlichen Schaufelns konnten sie bis zum Dunkelwerden nichts finden. Schneegestöber und weitere Lawinen erschwerten die Rettungsarbeiten.

Erst am Mittwochmorgen legte sich der Sturm, die Sonne kam hervor. Schon seit aller Frühe arbeiteten die Stubener, zu denen sich bald Rettungsmannschaften aus Lech und aus dem Klosterthal gesellten, an der Auflösung des verschütteten Franz Josef. — es waren im ganzen vierundvierzig Mann. Da aber viele große und kleine Lawinen kreuz und quer zu beiden Seiten des Fleckenbachs niedergegangen waren, konnte schwer die Lawine festgestellt werden, unter der Franz Josef lag. Längst hatte man die Hoffnung aufgegeben, daß er noch am Leben sein könnte.

Es wurden viele senkrechte Gänge in den Schnee ge- graben, die einen hohen Schnee aus, die andern schafften ihn auf Schlitten fort. Mit langen Eisenstangen, die früher zur Auflösung der verschneiten Arlbergstraße gedient hatten, durchbohrte man überall den Lawinen-Schnee. Schon war es später Nachmittag geworden, als sich plötzlich eine Stange, die man tief in den Schnee gesenkt hatte, etwas bewegte, — ja, es war keine Täuschung: sie hob sich sogar ein wenig!

Nun eilten alle herbei und es wurde sieberhaft geschaukelt. Um fünf Uhr nachmittags stieß man auf den lebendig Begrabenen, der dreißig Stunden unter dem Schnee gelegen hatte. Nachdem der Pfarrer ihn mit dem heiligen Sakrament versiehen hatte, wurde Franz Josef auf einen Schlitten gehoben und nach Stuben gefahren. Als man auf die Straße kam, die über den Arlberg führt, brachen die Schneehänge auf beiden Seiten des Fleckenbachs zusammen: fast wäre die ganze Rettungsmannschaft verschüttet worden.

Unter der sachkundigen Leitung des Pfarrers wurde der Halberstroreden, der immer wieder in Ohnmacht fiel, ins Leben zurückgerufen. Bald darauf kam der Arzt, der einen zweifachen Bruch des rechten Beines feststellte, und einen Verband anlegte.

Franz Josef berichtete über den Verlauf des Unglücks folgendes: Zuerst war er dreihundert Meter tief in die Rinne des Fleckenbachs abgestürzt. Zum Glück konnte er mit der rechten Hand Mund und Nase vom eingedrungenen Schnee befreien und ein Loch ins Freie wühlen. Bald sah er mit aufgerichtetem Oberkörper im Schnee, aber die Beine und der linke Arm waren fest eingepreßt so daß er sie nicht bewegen konnte.

Während er so hilflos dasaß, donnerte die zweite Lawine nieder, die ihn tief unter sich begrub. Schon war er am Ersticken, als ein frischer Lustzug ihn belebte: das durch die niedergehenden Schneemassen aufgestaute Wasser des Fleckenbachs unterspülte die Lawine, stieg ihm aber gleichzeitig bis zum Hals, so daß er nahe daran war, zu ertrinken. Im letzten Augenblick bahnte sich das Wasser einen Abfluß. Die Glieder entzerrten ihm.

Durch den tiefen Schnee konnte Franz Josef das Geräusch der Schaufeln, die Stimmen der Männer oben hören. Er schrie, aber seine verzweifelten Rufe erstickten unter der schweren Lawine. Sezt hörte er das Knirschen und Bohren der eisernen Stangen: man hielt ihn also für tot! Immer wieder mußte er den nachpressenden Schnee mit der einen freien Hand vom Kopf fort schaffen und ins Wasser zu seinen Füßen werfen. Die erstarnten Finger wurden wund vom Schaffen, mit dem Blut aus der Hand versuchte er den Hunger zu stillen. Schon schwanden seine Sinne, als er plötzlich einen starken Stoß am Rücken fühlte. Aber ehe er die Stange fassen konnte, wurde sie schon hinaufgezogen. Dann knirschte es wieder im Schnee: vor der rechten Schulter fühlte er etwas Hartes, griff darnach und umflammte das Eisen! Mit letzter Kraft hob er die Stange ein wenig, und Mathias Pfefferkorn, der Vater meines prächtigen Schülers Lambert, bemerkte das Lebenszeichen und rief die andern Männer herbei. Mit vereinten Kräften wurde der Unglüdliche aus dem Schneegrabe herausgeschaukelt.

Der „Lawinen-Franz-Josef“ wie man ihn seitdem nannte, wurde nach langem und schmerzreichen Krankenlager wieder hergestellt. Aber seine Stimme blieb heiser. Beim Bau der neuen Fleckenstraße war er als Fuhrmann tätig. Er lebt noch heute als Nachtwächter in einem kleinen Ort in Vorarlberg.

Mein Freund Achmed Ali.

Von Ernst Römer.

Kaum war unser Schiff im Hafen von Alexandrien dem Verlehr freigegeben worden, da fielen die ägyptischen Händler wie ein Heuschreckenschwarm über uns her und boten schreiend und beschworend ihre Waren feil; vom Kragenknopf aus echtem Perlmutt bis zur mumifizierten Königstochter, frisch aus den Pyramiden von Giseh. Es ist eine ebenso bekannte wie weltwirtschaftlich interessante Tatsache, daß die vielen Erzeugnisse orientalischen Gewerbelebens, die zwischen Malta und Japan zum Verlaufe kommen, eigentlich aus dem sächsischen Erzgebirge stammen. Wir Seelenleute wußten um diese Tatsache und hielten uns zurück. Aber da trat Achmed Ali auf.

Achmed Ali hatte abseits gestanden und verächtlich auf das unwürdige Gebaren seiner lärmenden und schwitzenden Rassegenossen herabgeschaut, die sich um uns bemühten. Mit stolz verschrankten Armen sah ich ihn an der Reeling lehnen, jeder Zoll ein königlicher Kaufmann. Sein Turban war sauber gewischt, er trug ein Smokingjackett, weiter unten lamen die muslimannischen Pluderhosen (aus deren Schnitt ich nie recht klug geworden bin), und an den Füßen sahen ihm zierliche Pariser Knöpftiefel.

Kurz, Herr Achmed fauerte bald in meinem Wohnraum und schilderte in blühendem Englisch und unter eindringlich malenden Gesten, wie er in den Besitz seines in Stein geschnittenen Starabäus gelangt wäre. Aus einer Grabkammer der Cheopspyramide hätte er ihn geholt; des Nachts, unter unsäglichen Mühen. Hier — er deutete auf sein linkes erloschenes Auge — dieses Auge habe er im Kampfe mit der Wache eingebüßt. Und wenn der Khedive von Ägypten wüßte, daß er, Achmed Ali, im Besitz dieses Starabäus sei . . . So würde er es mit ihm machen. Dabei fuhr er sich wild mit dem braunen Zeigefinger über die Kehle).

Der Starabäus war in der Tat ein ausgezeichnet gearbeitetes Stück, der Preis von fünfzehn Schilling nicht zu hoch.

„Und schau“, rief er eifrig, und nahm ihn mir aus der Hand, „schau nur, wie er leuchtet, wenn das Licht von hier darauf fällt!“ In diesem Augenblick wurde die Tür aufgerissen, ein dunkler Mann gurgelte mit arabischen Kehllauten meinem Achmed ein paar Worte zu, der fuhr scheinbar entsekt zusammen, legte einen Finger auf die Lippen, flüsterte „Police, Police!“ und war mit einem Sahe drauf. Mit einem Sahe, und mit meinem Starabäus. Und mit den fünfzehn Schilling. Er hatte trotz der Eile nichts vergessen. Und wie ich ihm an Deck nachstarrte, war er so spurlos verschwunden, als hätte ihn Allah in die Wolken entführt. Siehe, das Morgenland ist voller Wunder.

Wir fuhren nach Deutschland zurück, wo ich auf ein anderes Schiff kommandiert wurde, und kamen einen Monat später wieder nach Alexandrien. Und wieder ergoß sich der Heuschreckenschwarm über uns. Ich wollte nun keinen Starabäus mehr kaufen, saß in meiner Bordkammer und rauchte meine Pfeife. Da sah zu mir durchs Bullauge ein Einäugiger herein. Es war Achmed Ali.

Er begrüßte mich mit der gewinnenden Liebenswürdigkeit eines Sultans, der geschäftige Gäste empfängt. Ali war ganz der Alte, nur sein Gedächtnis hatte gelitten; er konnte sich durchaus nicht mehr auf die Sache mit dem Starabäus besinnen. Ich half nach, indem ich ihn von Bord zu jagen drohte. Da besann er sich strahlend: Heute abend, heute abend sollte ich ihn haben. Er würde mich abholen und mir dabei ein Alexandrien zeigen, wie ich es noch nicht kennen gelernt hätte. Dabei leuchtete sein einziges Auge verheizungsvoll auf.

Achmed Ali hielt Wort. Er holte mich in einer Droschke ab, und wir fuhren nach seiner Weisung durch ein schauerlich buntes Araberviertel. Wir bestellten abwechselnd, wo wir einkehrten. Wo Achmed bestellte, hatte er zugleich Kredit. Es schien mir zuweilen, als sei er der Generaldirektor einer gut organisierten und weit verzweigten Handelsgesellschaft.

Zum Schluss fuhr er mich wieder vor das Hafentor der Zollmauer. Ich erinnerte ihn an meinen Starabäus. Er framte in den unergründlichen Taschen seiner geheimnisreichen Pluderhosen und gab ihn mir. Dann sprang er leichtfüßig aus dem Gefährt, drückte mir mit einem herzlichen „Gute Nacht, Steuermann!“ den Unterarm und verschwand. Der Kutscher auf dem Boden wandte sein Tarbuschhaupt nach mir und forderte Bezahlung. Es machte wiederum genau 15 Schilling.

Und der Starabäus stammte diesmal aus Hamburg.